In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 50. **Posen, den 1. März 1929.** **3. Jahrg.**

Das kalte Nest.

Originalroman von Lisa Barthel-Winkler.

(5. Fortsetzung.)

Da saßen sie dann im stufenerhöhten Erker vom Frühstück bis zum Mittag beisammen; mittags schliefen die beiden Damen zwei Stunden; nachmittags schlenderten sie im Schloßpark bis zum Fluß hinunter und sonnten sich auf einer Bank. Abends hockten sie wieder im Erker und schwatzten und schwatzten. Zum hundertstenmal wurden Hanns Herberts Wahl, die Schwiegertochter, die Schwiegereltern, die Wohnung, der Haushalt, die neue Zeit und alles, was ihnen zu Sinn stand, durchgehechelt.

„Aber du wirst dir doch nicht das Zepter entwinden lassen?" fragte die sanfte Christine. „Du wirst doch den Haushalt selbständig weiterführen?"

„Natürlich."

Darüber zu sprechen, war ihr noch nicht beigekommen.

„Ich würde an deiner Stelle alles, was zum Haushalt gehört, in meinen Händen behalten. Du hast sie so gütig aufgenommen, willst jede Sorge auf dich laden —"

„Selbstverständlich!"

„Sie muß dir wirklich dankbar sein! Solche Mütter gibt es wenig!"

„Sie" war die Schwiegertochter. Die beiden Damen nannten fast nie ihren Namen.

Nun brachte der Wagen Frau Else wieder heim. Noch einmal flogen alle Gespräche mit ihrer Freundin Christine an ihr vorüber. Frau Else war sehr neugierig, was „sie" nun denken, tun, wie sie sich betragen würde.

*

Hanns Herbert und Hedwig waren in diesen Tagen wenig zu Haus gewesen. Nach dem Frühstück fuhren sie hinaus ins Freie, ins Grüne. Ausgelassen, sonnig wie das Wetter, hielten sie sich bei den Händen, lachten über Kleinigkeiten, schwiegen wieder in satter Fülle des Glücks, neckten sich, jagten durch den Wald um die Wette und warfen sich schweratmend ins Gras, sahen in den Himmel, lauschten auf das Singen der Vögel, auf das Rauschen der Wipfel, auf das Plätschern der Wellen und folgten mit glänzenden Augen dem lockeren Flug verliebter Falter.

Hedwig saß, die Knie hochgezogen, einen Halm zwischen den roten Lippen. Der Wind spielte mit ihren schimmernden, braunblonden Haaren.

„Heut nacht träumte ich von Griechenland," sagte sie unvermittelt. Und fühlte, wie sie in ihre Gedanken versunken gewesen, wie sie ihren Gatten vergessen hatte . . . schaute auf und lachte.

„Was träumtest du?"

Hanns Herbert lag neben ihr, die Hände unter dem Kopf verschränkt, und zeichnete ihre schlanke, feine, kräftige Gestalt nach, diese weiche Rundung der Schultern, dieser sanft und edel aufsteigende Hals, das offene, liebe, kindlich-frauliche Gesicht mit den köstlichen schweren Wimpern.

„Ich saß in einem absonderlichen Wagen von Gold und Blau," hub Hedwig im Märchenton an. „Zehn Jungfrauen zogen ihn— goldene Bänder auf den weißen Schultern und um die goldenen Haarkronen.

„Zehn Jungfrauen!" wiederholte er, sah sie an, und beide lachten.

„Ja. Vor mir wuchs die Akropolis aus den Trümmern. Ich sah einen Priester in reichen Gewändern; vor ihm brannte in einer Alabasterschale ein rauchloses Feuer."

„Glück," sagte Hanns Herbert.

„Ja. Und da kam eine Priesterin dazu, lang, schwarz, grimmig, in schleppenden Kleidern und mit — bitte, lach' nicht! — mit einer Heugabel."

„Mit einer Heugabel? Ausgerechnet!"

„Schweig, Ehemann! — Sie fuhr mit dieser ihrer Heugabel böse in mein Alabasterfeuer und verlöschte es. Ich wollte sie abwehren; aber da sah sie mich an, daß mir die Sinne vergingen."

„So eine Hexe."

In plötzlicher Verstimmung runzelte Hedwig die Brauen.

Hanns Herbert sah sie mit Behagen an. Wie reizend sie war! Sie saugte an ihrem Halm, den Kopf in den Nacken geworfen, die Augenlider geschlossen.

„Und weiter? Was wurde denn aus dieser Heugabel?" neckte er.

Langsam wandte sie sich zu ihm, warf ihren Halm weg und legte ihre Hand auf seine Stirn.

„Hanns Herbert!"

„Ja?"

„Weißt du, wem die Priesterin ähnlich sah?"

„Bin ich Laubfrosch? Oder das Orakel zu Delphi?"

„Schilt nicht — deiner Mutter!"

Sie fühlte, daß er zusammenzuckte. Er schob ihre Hand fort und richtete sich auf.

„Das sind schlechte Scherze, Hedwig."

Sie schüttelte den Kopf.

„Kein Scherz, Hanns Herbert. Wirklich, sie hatte die Augen, den Mund — die Hände — wie deine —"

„Hedwig!"

Er erhob sich, klopfte seine Kleidung ab und rückte die Weste zurecht.

Unverwandt sah ihn Hedwig an.

„Du bist meinem Traum böse!" versuchte sie, sein ernstes Gesicht aufzuhellen. Da er schwieg, stand auch sie auf und strich ihren Rock glatt. Ein kühlerer Wind wehte vom See her, und eine Wolke schob sich vor die Sonne.

„Wir wollen weitergehen!" sagte er fremd.

Aber sie verstellte ihm den Weg und legte die Arme um seine Schultern.

„Hanns Herbert, wir haben uns doch Wahrheit gelobt! Soll ich dir Wahrheiten verschweigen?"

„Was du mir sagtest, muß mich verletzen. Meine Mutter ist mir heilig."

Ihre Arme sanken nieder. Groß und eindringlich ruhten ihre Augen auf ihm.

„Heiliger — als die Wahrheit?"

Darauf gab er keine Antwort.

Stumm, ohne sich wie sonst an den Händen zu halten, schritten sie bedrückt durch den Wald.

So schlossen die sieben Tage des Glücks mit einem schrillen Mißlaut über dem Lied ihrer Freude. —

Als Frau Else heimkehren sollte, saß Hedwig in grauem, fraulichem Kleid gegen vier Uhr am Fenster. Der Kaffeetisch war gedeckt, ein Strauß roter Rosen grüßte mitten zwischen dem freundlichen Porzellan. Hanns Herbert ging unruhig auf und ab.

„Ich hätte sie doch abholen sollen vom Bahnhof — aber sie schrieb so bestimmt, sie wünsche es nicht . . .

Der Kampf beginnt . . .

Frau Else stieg vor der Tür aus, nahm ihren kleinen Handkoffer und gab ihn dem Hauswart, der kam, um sie zu bewillkommnen. Dann zahlte sie und betrat ihr Haus.

Der Fahrstuhl glitt gerade von oben herunter, und Eugen Gutmann stieg aus.

„Ah — zurück von der Reise?"

Sie nickte und reichte ihm die Hand.

„Haben Sie sie schon gesehen?"

Ein wenig bestürzt kam das heraus.

„Sie?" — Wen?"

„Meine — Schwiegertochter."

Eugen Gutmann nickte.

„Ja, ja. Wir trafen uns neulich auf der Treppe. Ihr Herr Sohn stellte mich vor."

Frau Else fragte nichts weiter. In ihren Augen brannte Unruhe.

„Sie sieht entzückend schmuck aus, gnädige Frau," fuhr er fort. „Ich wünsche Ihrem Sohn und Ihnen wirklich Glück."

Frau Else erwiderte seinen Händedruck kaum. Sie betrat rasch den Fahrstuhl und sah noch im Auffahren Eugen Gutmann nach, wie er die Stufen zur Haustür hinunterstieg.

Als Hedwig an der Flurtür schließen hörte, begann ihr Herz plötzlich schnell zu schlagen, und eine tiefe Glut färbte ihr Gesicht.

„Da ist sie!" rief Hanns Herbert, sprang mitten in einem Satz auf und stürzte aus der Tür. Wie betäubt blieb Hedwig einen Augenblick zurück.

Was war das? Warum raste ihr Blut so wild? Das ganze Zimmer drehte sich um sie. War das Angst? Angst vor Hanns Herberts Mutter? War sie — feig?

Abwehrend stand sie auf und reckte sich hoch.

Nein. Das durfte nicht sein. Sie war nicht mehr das fremde Mädchen, sie war das Weib ihres Sohnes, und sie hatte die Fülle seiner Liebe empfangen. Und nun mußte sie mit starker Hand die Pflicht meistern, die diese Ehe ihr auferlegte.

Ein helles, dankbares, weiches Lächeln umspielte ihren Mund.

„Seine Mutter!" versuchte sie zu denken. „Wäre sie nicht, so lebte auch er nicht, den ich liebe, glühend liebe!"

Hatte sie nicht dieser Frau zu danken, zu danken für ihn? Und noch heiß vor Aufregung und Unruhe über die Heimkunft der Mutter gelobte sie sich, all ihre besten und demütigsten Gefühle zu sammeln und ihr Tochter zu sein.

„Hedwig! Hedwig!"

Hanns Herbert blickte vom Flur herein.

„Warum kommst du denn nicht, Mutter zu begrüßen?"

„Ich komme, ich komme!" rief sie. Im Vorübergehen streichelte sie seine Hand und schritt leicht, sicher und ohne Scheu hinaus auf den Flur.

„Willkommen wieder daheim, Mutter!"

Mit leuchtenden Augen hob sie ihr die Hände entgegen. Erstaunt schaute Frau Else von ihren Handschuhen auf. Mit leisem, untergründigem Widerstreben stellte sie fest: das Mädel war reizend in dem schlichten, gutgeschnittenen Kleid und den schnellen, jungen Bewegungen.

„Danke."

Sie reichte ihrer Schwiegertochter die Rechte, an der noch der Handschuh hing, aber Hedwig schlang die Arme um sie und drückte einen Kuß auf ihren Mund.

„Komm, Mutter! Der Kaffee steht schon auf dem Tisch!"

„Aber doch frisch? Ich mag nur frisch gebrühten!"

„Vor kaum fünf Minuten," lächelte Hedwig.

„Wünscht die gnädige Frau heute Tee?" fragte Minna, die Sachen Frau Elses über dem Arm.

„Tee?" Frau Graetz schüttelte den Kopf. „Seit wann trinke ich Tee?"

„Ich meine die junge gnädige Frau."

„Ah — so!" dehnte Frau Else. „Du trinkst Tee, Hedwig?"

In Hedwig stieg ein kleiner Aerger auf. Was sollte dieses Fragen um Nebensächlichkeiten.

„Ja, Mutter. Ich mag starken Kaffee nicht gern. Wir haben sonst um fünf Uhr Tee getrunken."

Frau Else lachte auf.

„Ach, du lieber Gott! Und Hanns Herbert liebt den Tee doch ebensowenig wie ich! Nun, dann wollen wir uns gleich verständigen: du trinkst wie immer nach dem Essen deinen Kaffee, eh' du zum Dienst gehst, nicht wahr, Hanns Herbert? Und dann kann Hedwig ja um fünf ihren Tee trinken. So ist allen Teilen geholfen."

Hedwig fühlte sich unsicher werden.

„Hanns Herbert hat mir nie gesagt, daß ihm Tee nicht schmeckt."

„Nein? — Nun, jungen Frauen sagt man nicht alles. Es gibt Männer, die sich sogar von ihren jungen Frauen täglich mit Bratkartoffeln und Rührei füttern lassen, ohne zu murren! Liebe geht erst dann wieder durch den Magen, wenn der erste Zank da ist!"

Heiter kam das alles über Frau Elsas Lippen, indes sie den Vorraum durchschritt und das Eßzimmer betrat.

„Nun?" fragte sie erstaunt. „Ich denke, der Tisch ist gedeckt?"

„Ja, bei uns drüben, Mutter!" erwiderte Hanns Herbert. „Heut bist du unser Gast."

Er bot ihr den Arm und führte sie.

Hedwig schritt allein hinter ihnen her.

„Aber Kinder! — Die Tür zum Schlafzimmer steht ja offen! Und hier habt ihr geraucht! Im Schlafzimmer muß reine Luft sein!"

Hedwig ging und schloß die Tür. Frau Else setzte sich in den Armsessel, und Hedwig griff nach der Kanne.

„Laß nur!" Frau Else schob freundlich Hedwigs Hand beiseite. „Ich gieße schon ein. Ich bin das so gewöhnt."

Schweigend ließ sich Hedwig nieder.

„Und nun, Kinder, wie geht's? Erzählt! — Bei Christine Braun war es übrigens wunderhübsch. Sie wohnt mit ihrem Mädchen ganz allein — eine Stille, sag' ich euch — herrlich!"

„Wie angeregt du bist, Mutter!" nickte Hanns Herbert ihr zu. „Sicherlich hat dir die Reise gutgetan."

Frau Else seufzte.

„Ach ja. Aber — es ist doch nicht das Heim. Sie kochen anders, als ich's gewohnt bin; ich hab' unheimlich viel gegessen, und das bekommt mir nie so recht. Und was habt ihr gemacht?"

Und nun ging ein frisches, plauderndes, plätscherndes Hin und Her zwischen Frau Else und ihrem Sohn an. Nur zuweilen richtete sie auch das Wort an Hedwig, die ergeben mit ihrem Löffel spielte.

„Die Heimat — das Heim — bleibt doch das Schönste!" Liebevoll glitt Frau Elses Blick über die Gegenstände ringsum. „Ich bin froh, daß ich wieder hier bin."

Eine Stunde später erhob sie sich.

„Und was wollt Ihr zum Abend essen, Kinder? Oder habt ihr heut schon bestimmt?"

„Nein," erwiderte Hedwig schnell. „Aber mach dir keine Kopfschmerzen darum, Mutter. Ich sorge schon dafür."

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlangenschiff.

Von Richard Huelsenbeck.

Auf meiner Frachtdampferfahrt nach Ostasien hatte ich oft Gelegenheit, mit dem ersten Offizier zu plaudern, den wir in Schanghai wegen schwerer Krankheit ausbooten mußten, und der dann, wie ich bei der Rückkehr gehört habe, bald darauf gestorben ist.

Er erzählte mir, er sei einmal mit einem kleinen Frachtdampfer gefahren, der für einen europäischen Zoo Tiere transportierte. Es gab einen Elefanten, mehrere Leoparden, viele Affen und eine Kiste mit einem Kobrapaar, das in sich zusammengerollt, scheinbar leblos aus Stroh, Erde und Pflanzenresten starrte. Die Mannschaft liebte den Elefanten wie ein Kind, taufte ihn Bobby, gab ihm Reste eigener Mahlzeiten zu fressen und streichelte ihm den Rüssel. Die Leoparden, die sich ziemlich gesittet benahmen, beachtete man wenig; die Eisenstäbe zwischen ihnen und dem Schiff trennten zwei Welten. Man hätte nichts von ihnen gewußt, wenn nicht hin und wieder ein seltsam scharfer Schwaden durch die Takelage gezogen wäre, der vom Monsum nicht herrühren konnte: der Raubtiergeruch. Die beiden eingeborenen Tierhüter steckten übrigens ohne Furcht die Hände in die Käfige; der Hindu behauptet, von keinem Tier, es sei wild, er sagt, es werde erst wild durch die Menschen, die mit ihm umgehen. Die Affen lebten sich schon am ersten Tag in eine Clownsrolle hinein, die von allen freudig mitgefühlt wurde. Sie liefen teilweise frei an Bord herum, stahlen wo sie konnten, nahmen Prügel und Schelte gleichmütig hin, schossen Kobolz, enterten die Masten und mußten hin und wieder mit der Feuerspritze zur Raison gebracht werden. Der Höhepunkt der Komik wurde erreicht, als eine Meerkatze dem Kapitän die Mütze vom Kopf riß, gerade in dem feierlichen Moment, als dieser die Mittagshöhe aufnehmen wollte. Es folgte eine Disziplinauflockerung, die aus dem Schiff eine Art Zirkus machte und vom „Salon“ (wo die Leitung tagt) besorgt konstatiert wurde.

Mit wirklich geringer Sympathie beobachtete man das Kobrapaar, und gerade die Weltabgewandtheit, die es zur Schau trug, steigerte die Abneigung. Matrosen sind primitive Leute; sie glaubten den Tieren einfach nicht, sie hielten sie für hinterhältig, bösartig, bissig, mochten die Hindus einwenden, was sie wollten. Diese behaupteten nämlich, wenn man den Kobras zur Abendzeit eine Schale Milch hinstelle, mache man sie sich zu Freunden.

Der Lauf der Dinge gab den Matrosen recht; denn eines schönen Tages — man schwamm auf der Höhe von Minikoi — waren die Kobras aus ihrer Kiste verschwunden. Der Proviantmeister entdeckte es eher als die Hindus, die mit ihrer dummen Ruhe von nun an die helle Wut der Besatzung erregten.

Das Schiff geriet in ungeheure Aufregung. Die Aussicht, eine Kobra, deren Biß in kurzer Zeit tödlich ist, zwischen den Bettlaken zu finden, erfüllte selbst den Mutigsten mit klapperndem Entsetzen. Eine systematische Suche nach den Bestien blieb erfolglos. Weder zwischen den Winschen, noch unter den Persennings oder in den vielen Winkeln und Ecken, die der Gang der Ruderkette auf dem Hinterdeck bildete, war irgendetwas zu entdecken. Das Suchen, das man noch einigemal wiederholte, gestaltete sich überdies zu einer Tragigroteske, weil niemand vorangehen wollte, und die Hindus, die den Mund so voll genommen hatten, sich ängstlicher, als die anderen, benahmen. Wunderbar blieb, daß der Käfig der Schlangen unverletzt war, so daß man sich nicht vorstellen konnte, wie sie die Freiheit gewonnen hatten.

Was tun? In der ersten Nacht, nach dem Unglück, saß alles mit angezogenen Beinen auf dem Bett, von Schlaf keine Rede. Am anderen Tage stolperten übernächtige, aufs höchste gereizte Leute an Deck herum. Es blieb nur eins: umkehren und so schnell wie möglich einen Hafen anlaufen. Eine Deputation von Matrosen und Heizern begab sich zum Kapitän, um zu verlangen, was unumgänglich notwendig erschien. Der Kapitän aber, der gerade eine Differenz mit seiner Gesellschaft beigelegt hatte, zögerte, um seinen Auftraggebern großen Schaden zu ersparen. Vor der Schiffsnase lagen drei Wochen Himmel und Wasser. Man hätte also nach Colombo zurückdampfen müssen. Konnte man den Leuten zumuten, bis Suez mit den unaufgefundenen raub- und bißlustigen Kobras zu fahren? Und wenn wirklich was passierte? Wer war verantwortlich, auf wessen Schultern kamen die Menschenleben? Der Kapitän bewegte sich tagelang in richtigem Schüttelfrost. Er war Zögerer von Geblüt, konnte sich nicht entschließen; mal war er bereit, das Schiff zu wenden, mal dachte er an die vielen Tausende, die man ihm vorrechnen würde. Eine verfluchte Lage. Der Schiffsfunker, ein Mann namens Harthaus, gab der Mannschaft wegen seiner seltsamen Gewohnheiten mancherlei zu lachen. Er wurde allgemein als Bücherwurm, Schreibteufel, Bürofritze oder Hellseher bezeichnet. Während er die Hörer an die Ohren hielt, las er Goethes naturwissenschaftliche Schriften; wenn man mit ihm zusammensaß, suchte er das Unterhaltungsthema in der Weise abzuwandeln, daß es statistische und wissenschaftliche Form annahm. Harthaus interessierte sich für viele gelehrte Dinge, obwohl Leute, die ernsthaft etwas verstanden, meinten, er sei ein blutiger Dilettant. Seine Gewohnheiten waren denkbar kleinlich, er versäumte nie, mit Ueberschuhen an Bord zu gehen, er schlief auf einem gestickten Kissen und besaß eine Sparbüchse, auf der in grellen Farben ein Förster zur Jagd auszog. An den Wänden seiner Kammer hingen die Köpfe berühmter Leute, und unter ihnen stand je ein Spruch, den Harthaus aus den Klassikern geklaubt und nach seiner Auffassung geändert hatte. Man lachte über ihn, hielt ihn für etwas irrsinnig, kam aber zu ihm, um in Dingen, die das gewöhnliche Wissen überstiegen, Rat zu holen. Man konnte nicht sagen, er sei unbeliebt.

Daß Harthaus zum mindesten eine schwere seelische Schlagseite besaß, zeigte sich, als die Flucht der Schlangen bekannt wurde. Er verriegelte sich in seiner Kammer und konnte selbst durch Befehl des Kapitäns nicht zum Vorschein gebracht werden. In der Nacht stieß er minutenlang Schreie aus, die in der Stille der tropischen Nacht den Menschen die Haare zu Kopf stehen ließen. Man hörte dumpfen Lärm in der Funkerkabine: es flog was gegen die Wand, Holz wurde gebrochen, Teller zersplitterten.

Die Erregung und Wut der Leute stiegen ins Ungemessene, Meuterei rückte in nächste Nähe. Die Salongäste traten mit umgeschnalltem Revolver aufs Deck, verfolgt von der murrenden Mannschaft. Nach außen hin blieb das Schiff trotz größter Spannung friedlich wie am ersten Tag, der Ozean gleichmäßig blau, und die Furche, die das Ruder zog, diamentenperlend und wunderbar. Der Dienst lief ab wie eine Uhr, der Steuermann trat an sein Rad, ein wenig bleicher als sonst, aber pünktlich auf die Minute. Der Kapitän hatte sich längst eine neue Mütze aufgestülpt, vorsichtig betrat er die Brücke, vorsichtig, den Blick schuhwärts gewandt, ging er auf und ab, nahm das Fernrohr und legte es über die Reling. Von Wenden war keine Rede mehr, in acht Tagen mußte Suez in Sicht kommen.

Die etwas bessere Stimmung flammte eines Abends wieder zu hellster Erregung auf, als ein Trimmer in seiner Koje aufschrie und behauptete, von einer Kobra gebissen worden zu sein. Er hatte sich aber nur mit einer Nadel gestochen, die beim Hosenflicken im Bett liegen geblieben war. Der Kapitän zitierte den Mann auf die Brücke und machte ihn schrecklich herunter, obwohl der Trimmer einwand, daß seine Schreie im Vergleich mit den nächtlichen Schreien des Funkers kaum Aergernis erregen könnten.

Die Sache mit Harthaus wuchs sich zu einem großen Skandal aus. Nachdem er tagelang getobt hatte, erschien er verstört und haarsträhnig in der Messe; man gab ihm zu essen, fragte ihn, was er habe, erhielt aber keine Antwort. Harthaus schloß sich wieder ein und begann sein Theater von neuem, bis es schließlich dem Kapitän, der selbst am Rand seiner Selbstbeherrschung stand, zuviel wurde. Die Funkbude wurde aufgebrochen, der sich wild wehrende Funker herausgeholt und ins Hospital gesperrt.

Die ärztlichen Funktionen wurden vom vierten Offizier ausgeübt, der in ruhigen Zeiten gern mit der angeeigneten Wissenschaft protzte, jetzt aber bescheiden erklärte, er verstehe nichts von Krankheiten. Trotzdem erhielt er vom Kapitän den Auftrag, zum Funker ins Hospital zu gehen, mild auf ihn einzureden und ihm, wenn möglich, eine beruhigende Tablette zu geben. Der Kapitän hatte einige Bromtabletten bei sich, weil er an Schlaflosigkeit zu leiden pflegte, in der Apotheke fand sich außer Rizinusöl nichts Wesentliches. Die Schiffahrt war damals — zur Zeit der Erzählung des ersten Offiziers — unvergleichlich primitiver als heute, wo für Kranke jeder Art gesorgt ist.

Die Versuche des Vierten. Harthaus Tabletten beizubringen, endigten mit einem Fingerbiß. den er von dem wild um sich schnappenden Funker erhielt. Man gab es schließlich auf, helfen zu wollen, und beschränkte sich darauf. alle Morgen einen Napf mit warmem Essen durch eine Türspalte ins Hospital zu schieben.

Das Ende der Fahrt rückte näher und näher, eines Tages lag Port Twefik vor dem Schiffsbug. Harthaus wurde von herbeitelegraphierten Sanitätern ins Irrenhaus abgeholt. Das Schiff sollte so lange in Quarantäne liegen, bis die Kobras gefunden waren. Man begann unter den erdenklichsten Vorsichtsmaßnahmen den ganzen Kasten auszuschwefeln, ohne daß man auch nur einen Schlangenschwanz zu Gesicht bekam. Erst nach Wochen entdeckte man eine tote Kobra im — — Ausguck. Von der anderen hat niemand je wieder etwas erfahren.

Tragisches Ende.

Auf eigenartige und schreckliche Weise ist in Montargis, einem kleinen Städtchen in Nordfrankreich, eine hochbetagte Witwe ums Leben gekommen. Frau René Galin lebte im ersten Stock eines kleinen Hauses bescheiden und ganz allein, da ihre erwachsenen Kinder, in der Welt verstreut, nur selten in den kleinen Ort zurückkehrten, um die Mutter zu besuchen.

Ihre einzige Freude und Gesellschaft war ein kleiner Kanarienvogel, der außerordentlich zahm und zutraulich geworden war. Das Tierchen pflegte seine Herrin in alle Räume der kleinen Wohnung zu begleiten und, auf ihrer Schulter sitzend, ihre Mahlzeiten zu teilen. Es war auch seine Gewohnheit, frei in der Stube herumzufliegen, wenn die Witwe Besorgungsgänge oder dergleichen in der Stadt zu erledigen hatte. Von einem solchen Gange zurückkehrend, öffnete sie eines Tages die Tür ihres Wohnzimmers und blickte zu ihrem Schrecken in ein Flammenmeer. Sie versuchte in ihrer Bestürzung noch, den Kanarienvogel zu retten, wurde aber bei diesem Beginnen ebenfalls von den Flammen erfaßt und erlitt so furchtbare Brandwunden, daß sie wenige Stunden darauf an den Verletzungen verstarb.

Durch den Aufschrei, mit dem sie zu Boden gefallen war, wurden die im Erdgeschoß des Hauses wohnenden Wirtsleute aufmerksam, entdeckten den Brand und alarmierten die Feuerwehr. Sachverständige stellten fest, daß das Feuer zuerst die Gardinen am Fenster ergriffen hatte, und lange konnte man sich die Ursache hierzu nicht erklären. Erst, als man die verkohlte kleine Leiche des Kanarienvogels fand, löste sich das Rätsel. Das Tierchen war offensichtlich bei seinem Hin- und Herfliegen im Zimmer dem offenen Kaminfeuer zu nahe gekommen und war dann, als seine Schwingen zu brennen anfingen, ans Fenster geflattert. So hatte es die Gardinen in Brand gesetzt und die Katastrophe verschuldet.

Das Perpetuum mobile wieder einmal erfunden

Energien aus der Wärme des Golfstromes zu ziehen, ist schon lange eine Aufgabe gewesen, die das Hirn der Gelehrten beschäftigte. Jetzt soll es einem Engländer gelungen sein, an der kubanischen Küste vielversprechende Experimente zu machen. Der Gelehrte hat eine Maschine erbaut, die die Temperaturgegensätze des Meerwassers in Kraft umsetzt. Da es sich um Unterschiede von über 50 Grad handelt, glaubt man, beträchtliche Energien gewinnen zu können. Die Experimente stützen sich auf den physikalischen Grundsatz, daß Wasser in luftverdünntem Raum schon bei niederer Temperatur kocht.

Sollte die Versuche von Erfolg gekrönt sein, so dürfte damit das Perpetuum mobile erfunden sein, eine Aufgabe, um die sich schon die Gelehrten des Mittelalters vergeblich bemüht haben. Wie sehr diese Probleme die Menschen noch beschäftigen, zeigt, daß die beiden anderen großen, ungelösten Aufgaben der früheren Jahrhunderte, das Goldmachen und das Entdecken des „Steins der Weisen", die wissensdurstige Menschheit noch immer im Banne hält.

Das Eisenbahnunikum von Missouri.

Im amerikanischen Staate Missouri wird auf der etwa acht Kilometer weiten Strecke zwischen Exeter und Caßville der Verkehr von einem Bähnlein aufrechterhalten, das als Unikum seinesgleichen in der ganzen Welt gilt. Besitzer des Bähnleins sind nämlich nur zwei Männer, und auch von diesen zwei Männern hat der eine mit dem Bahnunternehmen nur das eine zu tun, daß er durch seine Gelder das „Oel" für den Betrieb liefert. Der andere aber ist der Herr Generaldirektor, und dieser Herr Generaldirektor ist zugleich Vorsitzender des Aufsichtsrates, Schatzmeister und, um das Maß der Vielseitigkeit vollzumachen, auch noch — Lokomotivführer und Schaffner. Da der vielseitige Mann trotz seiner bewundernswerten Routine nun leider auch nicht noch den Posten des Hilfsbremsers versehen kann, ist man auf die Idee verfallen, bei jeder Fahrt einen der Reisenden mit dieser leichten Funktion zu betrauen, wofür der betreffende Reisende Anspruch auf freie Fahrt hat. Der „Eisenbahnpark" umfaßt lediglich eine Lokomotive und einen Personenwagen. Des erheblichen Gefälles wegen läuft der Zug auf der Strecke von Caßville nach Exeter ganz von selbst, und es kann deshalb, wenn der Hilfsbremser aufmerksam Dienst macht, kaum zu einem Unfall kommen. Hat der Hilfsbremser aber trotz ausdrücklicher Anweisung nicht zur Zufriedenheit seine Funktion erledigt, dann muß er nachträglich auf der Endstation trotz der geleisteten Arbeit den Fahrpreis abladen.

Sind Spinnen giftig?

Man findet in weiten Kreisen des Volkes oft die Meinung vertreten, die Spinne zähle zu den giftigen Insekten, vor deren Biß man sich hüten müsse, da er körperliche Schädigungen oder zum mindesten andauerndes Unbehagen hervorrufe. Demgegenüber haben die Forschungen der letzten Jahrzehnte fast ausnahmslos ergeben, daß die weitverbreitete Angst vor Spinnenstichen unbegründet ist. Furcht vor Spinnen ist ebenso sinnlos wie der Aberglaube, der sich mit diesen harmlosen und nützlichen Tierchen verbindet. Auch der Ausdruck „von der Tarantel gestochen", den man oft zur Bezeichnung eines aufgeregten Zustandes verwendet, entbehrt in diesem Zusammenhang der Stichhaltigkeit. Denn die Tarantel, die beim Volke der südlichen Länder gefürchtete „giftige" Spinne — die übrigens gerade in der Stadt Tarant, von der ihr Name herstammt, am seltensten zu finden ist —, besitzt gar kein Gift, geschweige denn, daß sie überhaupt beißen. In Deutschland gibt es nun allerdings eine einzige Giftspinne, die aber den meisten Menschen unbekannt ist. Es handelt sich um den Dornfinger (Chiracanthium nutrix), ein langbeiniges, etwa zehn Zentimeter langes Tier, das aber nur im südlichen Rheingau und im Odenwald vorkommt. Ihr Biß verursacht in der Tat einen momentanen heftigen Schmerz und ein vorübergehendes Schwäche- und Schwindelgefühl, gelegentlich verbunden mit Schüttelfrost. Weitere Schädigungen ruft sie jedoch nicht hervor. Dagegen sind unsere bekannten Spinnenarten, die Kreuzspinne, Radspinne u. a., erwiesenermaßen harmlos. Ihr Biß verursacht nicht mehr Beschwerden als ein gewöhnlicher Flohstich. Diese Tierchen haben es bekanntlich auf die Vertilgung der kleineren Insekten abgesehen und nicht auf Menschenblut. Im Kampfe mit den schädlichen und lästigen Mücken und Fliegen leisten diese Spinnen dem Menschen unschätzbare Dienste.

Automobilismus und Straßenbau.

Die unaufhaltsame Entwicklung und Ausbreitung des Automobilverkehrs stellt den Straßenbau vor ständig dringlichere Aufgaben. In Amerika, dem autoreichsten Lande der Erde, wird bereits bahnbrechend vorgegangen, um den Erfordernissen des Tages möglichst weit Rechnung zu tragen. Für den Autoverkehr werden neuerdings in immer größerer Zahl städtische Hochwege geschaffen. Etwas ganz Ideales ist jüngst in Neuyork entstanden, und zwar in Verbindung mit einem neuen, modernen Wolkenkratzer. Unmittelbar an den Wolkenkratzer schließt sich ein breiter Automobilhochweg, dazu ist das Riesengebäude auch mit ausreichenden Anrampungen versehen. Seit letzter Zeit geht man in Amerika auch immer mehr dazu über, an den Kurven der Autostraßen einen sicheren Schutz für Kraftwagen zu schaffen, und zwar hat man dafür eine Konstruktion gebaut, deren Bestandteile Hebel, Zugseile, Betonklötze und außergewöhnlich widerstandsfähige Federn sind."

Aus aller Welt.

Sibirische Eindrücke. Den Ureinwohnern Sibiriens, Turkvölkern und Mongolen, ist das grausame Schicksal der amerikanischen Indianer, der vollständige Untergang, erspart geblieben, weil die weiße Rasse es bisher nicht lohnend fand, ihre Bezirke vollständig zu überfluten. Es gab auch hier Zeiten flammenden Hasses. Das neue Rußland überwand ihn mit seiner Parole, aus den Urvölkern nützliche und darum gleichberechtigte Staatsbürger zu machen. Manche von ihnen glauben noch an den Medizinmann, den Schamanen, und an Geister, die mit Angelruten nach den Seelen der Menschen fischen. Für ihre Kulturstufe gilt ein bezeichnender Ausspruch: „Es gibt Völkerschaften, die noch heute in der Steinzeit leben", und nun werden diese Völkerschaften nach den Lehrsätzen der Sowjetunion unmittelbar in die Gegenwart hineingeführt. Mit welchen Mitteln dies geschieht, darüber berichtet Kurt Subinski in der neuesten Nummer des „Illustrierten Blattes", Frankfurt am Main (Nr. 9). Die gleiche Nummer bringt einen ausführlichen Artikel über die Frauenbewegung in Frankreich, berichtet über Religionskämpfe in Bombay und zeigt in ausführlicher Würdigung die große Popularität von Karl Fürstenberg. Eine sensationelle Zeichnung von Erich Godal zeigt einen D-Zug im Schneesturm, ein interessantes Photo den Uebergang über den zugefrorenen Rhein am Loreley-Felsen. Aktuelle Bilder vom Zirkus und Theater vervollständigen die reichhaltige Nummer, die von Anfang der Woche an zu haben ist.

Napoleon und die Aerzte. Allgemein wird behauptet, daß Napoleon für die ärztliche Kunst nicht viel übrig gehabt habe, und nur selten habe er dieselbe in Anspruch genommen. Dem war nun doch nicht so; denn wie aus den Papieren eines Staatsarchivs in Paris hervorgeht, sind die Ausgaben Napoleons für Arzt und Apotheke recht erheblich gewesen. Wie aus denselben zu ersehen ist, verausgabte Napoleon für Arzt und Apotheke jährlich rund 200 000 Frank. Auch den Zahnarzt nahm Napoleon, wie aus den Rechnungen hervorgeht, in Anspruch. Es ist bekannt, daß Napoleon ein schönes Gebiß besaß, auf das er stolz war und es gut versorgte. Wie eine Rechnung vom Oktober 1808 besagt, hat er einmal sechs Dosen mit feinstem Korallenpulver für 361 Frank gekauft, das er als Zahnpulver verwandte. Es wurde von dem vornehmsten Parfümerie- und Drogenhändler in Paris geliefert. Aus demselben Geschäft bezog Napoleon auch Eau de Cologne, wovon er monatlich 60 Flaschen verbraucht haben soll.

Katzenfleisch als Ausfuhrartikel. Wie der „Pester Lloyd" schreibt, ist kürzlich in O-Beese in Südslawien ein Unternehmen errichtet worden, das wohl in der ganzen Welt einzig dasteht. Dort werden gutgenährte Hauskatzen angekauft und geschlachtet. Die Katzenfelle werden wieder verkauft und das Fleisch eingepökelt und ins Ausland, hauptsächlich über Triest nach Italien, versandt.

Fröhliche Ecke.

Kitty Rösler spielte in der Dresdener Komödie eine bunte Kokotte. In ihrem Arm trug sie Puschi, den Schoßhund. Einen entzückenden kleinen Teneriffpudel.

Der Hund gefiel dem Publikum, und alle Dresdener wollten einmal den Hund gesehen haben, der, nebenbei gesagt, eine Tagesgage von drei Mark bekam.

Eines Tages aber ging Kitty Rösler zu dem Direktor Vollmöller.

„Ich fürchte, das Stück muß morgen ausfallen."

„Warum, um Gotteswillen?"

„Ich fühle, ich werde morgen krank sein."

„Ach so," atmete da Vollmöller erleichtert auf, ich dachte schon, dem Hund fehlte etwas."

*

Werner Kraus kam wieder einmal zu spät ins Theater.

In letzter Minute stürzte er in die Garderobe.

Aber schon hatte ihn der Inspizient aufgeschrieben.

„Kraus verspätet."

„Das ist nicht wahr," schimpfte da Kraus entrüstet, „schreiben Sie: Werner Kraus sehr krank und doch gekommen."